

Ein Plädoyer für die Übernahme von Dolmetscherkosten in der hospizlichen und palliativen Versorgung

In Zeiten schwerster Erkrankungen, mit Schmerzen und Ängsten, mit den Sorgen der Zugehörigen, ist eines ganz besonders wichtig: die Kommunikation mit dem kranken Menschen und mit den Betreuenden, Ärzten und medizinischem Fachpersonal. Gespräche können sogar ohne Sprachbarriere schwierig sein. Doch was passiert, wenn es keine gemeinsame Sprache gibt?

Mitarbeiter*innen im Gesundheitswesen benennen Sprache und Verständigungsprobleme als größte Herausforderung in der Arbeit mit Migrant*innen. Abhilfe in dieser schwierigen Lebenslage könnte ein Dolmetscher oder eine Dolmetscherin bieten. Nur: Eine gesetzliche Grundlage für die Kostenübernahme für Dolmetscher*innen bei Gesprächen im ambulanten Bereich fehlt bisher. Dabei findet ein Großteil der Versorgung außerhalb des Krankenhauses statt.

Immerhin gibt es einen Ausweg: Es kann ein Antrag auf Kostenübernahme gestellt werden. Nur ist dieser Antrag natürlich auf Deutsch formuliert und wird deshalb von Migrant*innen mit fehlenden deutschen Sprachkenntnissen nur in sehr seltenen Fällen gestellt. Wer vom Stellen des Antrags abgeschreckt wird, muss die Dolmetscherkosten selbst tragen.

Im deutschen Gesundheitswesen gibt es eine Regelung, die für die Dolmetscherfrage als Vorbild dienen kann: Bei gehörlosen Bürger*innen ist die Stellung und die Kostenübernahme von Gebärdensprachdolmetschern gesetzlich verankert. Dies gilt für: Arztbesuche, Zahnarztbesuche, ärztlich verordnete Therapien und ambulante Behandlung im Krankenhaus. Eine ähnliche Regelung bei Menschen mit einem Migrationshintergrund würde die Chancengleichheit gewährleisten.

Die hospizliche und palliative Versorgung von Menschen mit Migrationshintergrund ist uns als Ambulanter Lazarus Hospizdienst mit interkulturellem Schwerpunkt ein wichtiges Anliegen.

Deshalb wollen wir das Thema gemeinsam weiter voranbringen, um eine Gesetzesänderung zu bewirken!

Elizabeth Schmidt-Pabst

Koordinatorin im Ambulanten Lazarus Hospizdienst, Berlin

Wir freuen uns über weitere neue Mitglieder im Förderverein Lazarus-Hospiz e.V.

Herausgeber: Lazarus Hospiz

Redaktion: Lydia Röder, Leticia Milano, Adelheid Scholten, 030/46 705 276, email: lazarusospiz-ambulant@lobetal.de

Layout: Darja Süßbier

Druck: GeKaWe, Michael Bellenbaum, Auflage: 2000 Stück

Eine geflüchtete Frau begleiten

„Would you like something to eat or to drink?“
(„Möchtest du etwas zu essen oder zu trinken?“)

Immer wenn ich Amina und ihre Familie besuche, bemüht sie sich um mein Wohl. Ich begleite Amina seit Anfang des Jahres. Nur ist diese eine Begleitung der anderen Art. Nicht Amina liegt im Sterben, sondern ihre Mutter. Die Familie ist vor ein paar Jahren aus Afghanistan geflohen und lebt seitdem zu dritt mit einem neugeborenen Baby in einem Zimmer einer Unterkunft für Geflüchtete.

Amina ist 26 Jahre alt, hat Jura studiert, mag Süßigkeiten und wenn sie lacht, strahlt ihr ganzes Gesicht. Doch diese Momente sind selten und kostbar. Sie kümmert sich Tag und Nacht um ihre sterbende Mutter.

Aminas Schwester fragt als erstes, ob ich ihnen helfe, eine Wohnung zu finden. Diese Sehnsucht, raus aus der Enge eines einzigen Zimmers, zieht sich durch alle Monate meiner Besuche. Ich versuche zu erklären, dass ich einfach als Ansprechpartnerin und Unterstützung für Amina da bin. Eine Person, mit der sie reden kann, wenn sie möchte. Denn nein, ich kann leider nicht bei der Wohnungssuche helfen, auch nicht bei dem Antrag für den Schwerbehindertenausweis, dem WBS-Schein, der Krankenkassenbeitragsübernahme, dem Anwaltsschreiben und allen Dingen, die ein Mensch, der geflüchtet ist, organisieren muss. Amina bewahrt alle Papiere ordentlich auf, hat immer alles parat und gibt nie auf, diese Wohnung zu finden. Dafür bewundere ich sie. Auch wenn ich weiß, dass ihre Familie kaum eine Chance haben wird.

In dieser Begleitung lerne ich, nicht zu versuchen, die Aufgaben von professionellen Sozialarbeiter*innen und anderem Personal zu übernehmen. Mein Anliegen ist, für Amina da zu sein, mit ihr Zeit zu verbringen. Sie zu unterstützen, wie es mir im Rahmen meiner ehrenamtlichen Tätigkeit möglich ist. Und gelegentlich ein Eis essen zu gehen. Als die Mutter stirbt, lebt die Familie immer noch zusammen in dem Zimmer.

Michaela Maxi Schulz

Ehrenamtliche Mitarbeiterin

Anm.: Der Name der jungen Frau wurde von der Autorin geändert.



© Katharina Eglau

Lazarus-Hospiz-Aktuell

Kultursensibilität



23. Jahrgang Nr. 4 – Oktober 2018

Liebe Leserin, lieber Leser,

die aktuelle Ausgabe von Lazarus-Hospiz-Aktuell widmet sich dem Thema Kultursensibilität. Die wachsende kulturelle Vielfalt ist schon lange Realität in Berlin. Im Bezirk Mitte liegt der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund bei 45%.

Hier startete 2013 der Ambulante Lazarus Hospizdienst das Projekt „Am Lebensende fern der Heimat“. Mit diesem Projekt verfolgen wir drei Ziele.

Wir möchten

1. Menschen mit Migrationshintergrund den Zugang zu hospizlichen und palliativen Angeboten erleichtern;
2. mehr Menschen mit Migrationshintergrund für das ehrenamtliche Engagement im Hospiz gewinnen;
3. dabei helfen, dass alle Mitarbeitenden im Hospizbereich lernen, aufmerksam mit verschiedenen Kulturen umzugehen.

Es sollte auch im Hospizbereich selbstverständlich sein, dass jeder Mensch eine respektvolle Versorgung und Fürsorge erfährt, unabhängig von Glauben, Weltanschauung, Herkunft, Alter und Geschlecht.

Hauptamtliche und ehrenamtliche Mitarbeitende beschreiben ihre unterschiedlichen Erfahrungen mit Patient*innen im Hospiz oder in der häuslichen Umgebung gerade unter dem Gesichtspunkt der unterschiedlichen Kulturen, die in der Begegnungssituation aufeinander treffen.

Elizabeth Schmidt-Pabst

Koordinatorin im Ambulanten Lazarus Hospizdienst, Berlin



© Katharina Eglau

Interkulturelle Pflege

Eines meiner schönsten und bewegendsten Erlebnisse in meiner Arbeit im Stationären Lazarus Hospiz war das spontane Auftreten eines syrischen Frauenchors im Wohnzimmer unseres Hospizes. Die Frauen wollten nicht nur ihre Dankbarkeit für die Pflege eines Freundes zum Ausdruck bringen, sondern auch einen kleinen Einblick in ihre Welt gewähren. Lieder über Damaskus, Aleppo, Hama – Lieder voll Sehnsucht, Heimweh.

Der Anteil der Patienten, die aus anderen Kulturkreisen kommen, wird in den nächsten Jahren aus verschiedenen Gründen zunehmen. Dies ist für uns Mitarbeitende im Hospiz deutlich erlebbar, stellt uns vor Herausforderungen, bietet Chancen und zeigt Probleme auf. Die interkulturelle Pflege ist im Geiste der Nächstenliebe schon lange im Hospizleitbild verankert.

Doch die praktische Ausführung, der Alltag mit den Gästen des Hospizes lässt uns Pflegepersonal erleben, dass es kein allgemeingültiges Rezept für interkulturelle Pflege gibt. Die Vorstellung von „guter Pflege“ wird von Kultur, Religion, Generationszugehörigkeit beeinflusst.

Ein großes Problem ist oft die Sprachbarriere. Zudem redet man in verschiedenen Ländern nicht offen über Schmerzen und Tod. So werden „gut gemeinte“ Angebote manchmal nicht angenommen. Im besten Fall gelingt ein gegenseitiger Lern- und Anpassungsprozess, der von uns Pflegekräften Offenheit, Interesse, Wertschätzung, Respekt und Selbstreflexion der Kulturgebundenheit fordert, ebenso Frustrationstoleranz, Konfliktfähigkeit und Stresstoleranz.

So kann interkulturelle Pflege eine große Bereicherung der eigenen Arbeitswelt werden – zur Aufgabe und einem „WIR“. Am schönsten ist es, wenn Gäste und Pflegepersonal eine Basis des Vertrauens und des Verständnisses gefunden haben.

Gertraud Voigt-Hitziger

Palliativpflegefachkraft im Stationären Lazarus Hospiz



© privat

Als ich einen Landsmann begleitete...

An einem kalten, grauen Nachmittag im Dezember sitze ich am Bett eines Mannes mit Demenz, der im Sterben liegt. Er kommt aus Bulgarien, sieht nichts mehr und redet auch nicht mehr.

Manchmal schließe ich selbst die Augen und horche mit ihm auf die Geräusche und Stimmen, die vom Flur her kommen. Wir verstehen uns ohne Worte.

Wenn jemand schreit, greift er nach meiner Hand. Wenn Ruhe einkehrt, lässt er sie wieder los.

Plötzlich wird mein Inneres von der Sonne durchflutet. Häuser mit niedrigen Zäunen erscheinen vor meinem inneren Auge. Ich rieche die heißen Steine des Bürgersteigs, wenn man sie mit dem Wasserschlauch kühlt.

Erst dann begreife ich, dass jemand im Flur gerade in meiner Muttersprache redet. Kurz darauf steht ein hochgewachsener Mann im Zimmer und fragt nach dem Weg zur Schule. Er strahlt, als ich ihm auf Brasilianisch antworte.

Eine kulturelle Umarmung

Ein halbes Jahr später werde ich darum gebeten, regelmäßig in die Demenz-Etage des Hauses Himmelslicht zu kommen, um genau diesen Mann zu besuchen, weil er nur noch seine Muttersprache versteht: Brasilianisch.

Acht Monate werde ich ihn besuchen, bis mir mitgeteilt wird, dass er gestorben ist. Das ist bisher meine längste Begleitung. Acht Monate wird seine Anwesenheit in meinem Leben mich daran erinnern, dass ich, so gut integriert ich in Deutschland leben mag, auch ein anderes Gefühl mit mir trage:

Das Gefühl, fern der Heimat zu sein.

Als ich ihm zum ersten Mal begegne, sitzt er apathisch auf einem Rollstuhl im Flur. Er strahlt über das ganze Gesicht, als er mich reden hört.

Anfangs versucht er sogar noch, mit mir zu reden, aber seine Worte sind meistens unverständlich. Ich lese ihm Gedichte vor. Sie stammen aus Büchern, die in meinem Regal stehen und seit Jahren nicht mehr geöffnet wurden.

Mein 20-jähriges Ich hat Stellen markiert, Bemerkungen an den Rand oder ein eigenes Gedicht dazu geschrieben. Ich staune über das brasilianische Mädchen, das ich einmal war.

Ich lerne die beiden Töchter und den jüngeren Sohn des Mannes kennen. Später auch drei der sieben Geschwister. Sie kommen extra aus Brasilien, um ihn zu besuchen. Die älteren Damen laden mich in das Mauercafé ein und erzählen von seinem Leben, alle drei gleichzeitig. Ist das typisch brasilianisch?

Ich weiß es nicht mehr. Ich höre zu, beruhige, kläre auf. Manchmal versuche ich mich abzugrenzen, aber die Wärme und

Dankbarkeit, die sie mir entgegen bringen, bewegen mich immer wieder zu weiteren Zugeständnissen. Ich unterstütze die Familie bei diesem langsamen Abschied, so gut ich kann.

Begegnung mit mir selbst

Während meiner letzten Besuche ist es wieder Winter geworden. Der Mann sitzt nicht mehr im Rollstuhl im Flur, sondern liegt immer nur im Bett. Er ist unruhig, wenn er nicht schläft.

Ich lese ihm nichts mehr vor. Ich bin einfach da, rede beruhigend auf ihn ein, horche mit ihm die Geräusche und Stimmen, die aus dem Flur kommen. Manchmal lege ich meine Hand auf seine Stirn, das scheint ihn zu beruhigen.

Das Deutsch, in dem ich seit 25 Jahren rede und schreibe, höre ich in diesen Augenblicken als eine fremde Sprache.

Ohne zu merken, beginne ich manchmal zu singen, als würde ich das Zimmer mit Sonne, Wärme und Rhythmen füllen wollen, die uns beide vertraut sind. Als könnte ich ein Stück Heimat herbeizaubern. Ich singe für ihn, aber auch für mich.

Wo möchte ich sein, wenn ich es bin, die in Sterben liegt? Die Frage taucht unvermittelt in meinen Gedanken auf. Wie auch die Antwort: Zuhause. Wo auch immer Zuhause ist. Und hoffentlich ist jemand da, um meine Hand zu halten.



© Bruno Milano

Leticia Milano

kam nach Deutschland, als sie 30 Jahre alt war.

Ehrenamtliche Mitarbeiterin im Ambulanten Lazarus Hospizdienst

In Wirklichkeit aber ist kein Ich, auch nicht das naivste, eine Einheit, sondern eine höchst vielfältige Welt, ein kleiner Sternenhimmel, ein Chaos von Formen, Stufen und Zuständen, von Erbschaften und Möglichkeiten.

Hermann Hesse

Leticia Milano im Gespräch mit Şenay Omatan und Hussam Kohder

Alle drei sind ehrenamtliche Mitarbeiter*innen im Ambulanten Lazarus Hospizdienst

Über Unterschiede und Gemeinsamkeiten

Ich treffe mich mit Şenay Omatan und Hussam Kohder, denn ich möchte mit ihnen über ihre Erfahrung als Menschen mit einem anderen kulturellen Hintergrund in der Sterbebegleitung reden.

Eine gemeinsame Ebene

Wenn ich einen betagten Menschen begleite, der womöglich den Zweiten Weltkrieg erlebt hat, mache ich mir viele Gedanken. Ein Krieg kam in meiner Biografie nicht vor. Diese prägende Erfahrung, die bei mir nicht vorhanden ist, beschäftigt mich. Wie erleben Şenay und Hussam solche Begleitungen?

Hussam: Bei den Deutschen gab es viele, die anfangs skeptisch auf mich reagierten. Manche haben mich nicht empfangen oder die am Telefon wegen meines Namens zurückschreckten. Aber bei den meisten war alles in Ordnung, sobald sie gemerkt haben, dass ich ihre Sprache spreche. Es ist sogar interessant, weil sie durch meine Person ein Thema haben, wonach sie sich erkundigen können. Diesen Austausch erlebe ich als Bereicherung für beide Seiten.

Şenay: Ich habe festgestellt, dass die Kulturunterschiede irgendwo aufhören. Obwohl ich hier aufgewachsen bin, komme ich doch aus einer anderen Kultur, weil ich religiös geprägt bin. Die Unterschiede sind zwar da, aber immer nur so stark, wie man sie selber empfindet. Wenn ich eine Begleitung anfangen denke ich nicht darüber nach, wie ich jetzt empfangen werde. Ich gehe einfach hin. Und so freundlich kommt es ja auch zu mir zurück. Man muss nur eine gemeinsame Ebene finden.

Im Sterben zurück zu den Wurzeln

Es ist einer der positiven Effekte, wenn der Ambulante Lazarus Hospizdienst Ehrenamtliche mit einem anderen kulturellen Hintergrund einsetzt, dass sie ihre Landsleute sowie Menschen aus anderen Kulturkreisen begleiten. Hier kann die gemeinsame Ebene sein, von der Şenay sprach, dass man nicht hier geboren ist. Es kann aber auch die Religion sein. Oder einfach die Liebe zum Fußball.

Hussam: Ich habe einen Portugiesen begleitet, katholisch erzogen, ehemaliger Fußballer. Ich habe kein Wort Portugiesisch verstanden, er kein Wort Arabisch, aber wir haben beide Fußball geliebt. Ich geriet gleich beim ersten Besuch in einen Ehekrach und dann bat mich der Portugiese, den Streit zu schlichten. Es war eine sehr schöne Begleitung, bei der ich viel helfen konnte. Ein Spiel haben wir nicht zusammen gesehen. Dafür war die Zeit zu knapp.

Oft verstehen sterbende Menschen, die einen anderen kulturellen Hintergrund haben, nur noch ihre Muttersprache. Sie besinnen sich

auf ihre Wurzel. Der Portugiese wollte in Portugal begraben werden. So wie die Frau aus Ghana, die ich am Anfang dieses Jahres begleitete. Hussam hat sich bei der Begleitung eines geflüchteten, krebskranken Libyers dafür eingesetzt, dass er nach Hause zum Sterben geflogen wird. Es hat nicht geklappt. Das lässt uns nachdenklich zurück. Aber es lässt uns auch spüren, wie hilfreich wir sein können. Şenay hat eine bulgarische obdachlose Frau begleitet, bei der ihre gelebte Religiosität entscheidend war.

Şenay: Als ich ins Zimmer kam und mit der Frau Türkisch sprach, hat sie sich richtig gefreut. Ihre Kinder konnten auch kaum Deutsch, sie waren anfangs aus Sorge krank. Während der Begleitung haben sich alle beruhigt. Ich habe sie und ihre Familie vier Tage begleitet, bis die Mutter mit einem Lächeln im Gesicht gestorben ist. Ich war in dem Moment ihres Todes dabei und habe alles so arrangiert, dass sie islamisch beerdigt werden konnte, wie sie es sich gewünscht hatte.

Wenn wir über Kultursensibilität reden, geht es nicht nur um eine Migrationsgeschichte. Kulturelle Diversität hat viele Gesichter: aus dem Osten oder aus dem Westen sein; homo-, hetero-, transsexuell. Einsamer Wolf. Rudeltier. Über die Unterschiede zu den Gemeinsamkeiten zu kommen, ist es, was vielleicht eine gute Begleitung ausmacht. Und die Gemeinsamkeit kann manchmal einfach die Liebe zur Farbe Blau sein ...

Leticia Milano



© Leticia Milano

Şenay Omatan

lebt seit ihrem 3. Lebensjahr in Deutschland



© Leticia Milano

Hussam Kohder

lebt seit seinem 2. Lebensjahr in Deutschland